

Nr. 164. Bromberg, den 22. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Und weshalb," fragte Hoffmann, „weshalb verhunzen die Menschen das Leben dermaßen? Weil irgendein besonders schlimmer Teufel ihnen eingeblasen hat, es gehöre sich, möglichst vernünftig zu sein. Bei allen Teufeln der Hölle: Wozu hat uns Gott neben dem Gehirn auch ein Herz gegeben? Meine Herren, ich kann mich hier nicht mehr sehr lange aufhalten — es wird spät, man muß schlafen gehen. Aber ich benutze den Rest der kurzen Zeit, die mir bleibt, um das Wunder der Unvernunft zu loben: Ich proklamiere das Recht auf Sentimentalität! Man hat diesem Geschlecht vorgeredet, es müsse vorwärtskommen, und mit Sentimentalität sei das nicht möglich. Nun, sehen Sie doch hin, wie herrlich weit wir es ohne den Ballast des Herzens gebracht haben! Ist es wirklich unser letztes Ziel, das Futter für morgen stets heute schon im Kasten zu haben? Ist Pensionsberechtigung in der Tat gleichbedeutend mit ewiger Seligkeit? Sentimentalität sei unwahr? Ach, meine Herren, auch die sogenannte Wahrheit ist nichts weiter als das Stanniol um die Schokolade, die wir doch niemals zu essen kriegen! Rücksicht auf die Gesellschaft? Was heißt denn ‚Gesellschaft'! Die höchste Aufgabe eines gesellschaftlich denkenden Menschen ist letzten Endes die, keinem anderen zur Last zu fallen. Es lebe der Landstreicher Gottes, der sentimental genug ist, dem Wunderbaren nachzugehen — auch, wenn er im Straßengraben endet!"

Der Amtsrichter stieß mit ihm an. Alle stießen mit ihm an.

„Und nun, meine Herren," sagte er und stand auf, „erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe! Es wird tatsächlich Zeit; ich habe hier nichts mehr zu suchen."

Sinklar trat neben ihn. „Ich begleite Sie."

„Keinesfalls, mein Lieber! Keinesfalls! Oh, der göttliche Mond steht über den Bäumen — sein Silberstrom rieselt über die Welt... Es klingt... Es klingt... Ein Mozart-Menuett! Hören Sie? Gute Nacht!"

Niemand wagte, ihn zu begleiten. Über den hellen Gartenweg ging er dahin, mit seinem viel zu langen Frack und den weißen Gamaschen, Prunkstücken seines Erdendaseins. Dabei hielt er die Arme wie Flügel gebreitet, und seine Schritte waren so zierlich und leicht, daß man fast erwartete, er werde sich von der Erde heben. Dann nahm das Dunkel ihn auf...

Sie wandten sich wieder dem Tische zu, ein wenig ratlos in ihrer plötzlichen Unbeschwingtheit. Der Amtsrichter zuckte die Achseln und bezeichnete damit die Stimmung.

„Das mit der Pensionsberechtigung," sagte Oberschmied, „um irgendwie über die Klamm hinwegzukommen, „das ging, glaub' ich, auf mich."

Dobler schenkte ein. „Alles in allem: Ein fabelhafter Kerl! Er hat den Mut, auszusprechen, was er denkt. Hoffentlich bekommt ihm der Nachtspaziergang nicht schlecht?"

„Es ist ja so warm und still."

„Aber doch Herbst in der Luft — finden Sie nicht?"

„Kein Wunder — am fünften September!"

Sinklar stutzte. „Heute ist der fünfte September?"

„Den ganzen Tag, an meinem Geburtstag, ist immer der fünfte September... Komisch, nicht?"

Als Sinklar seine Haustür aufschloß, schlug es halb zwölf Uhr. Der Mond schien so hell, daß er kein Licht zu machen brauchte, sondern durch die geheimnisvoll silbrige Dämmerung die Treppe hinaufging. Im Wohnzimmer stand das Fenster offen; die wunderbare Nacht floß herein.

Sinklar, ziemlich müde, auch ein wenig benommen vom Wein und ganz absonderlich gestimmt durch die Rede Hoffmanns, die in ihm war, über die er aber in der Gesellschaft nicht hatte nachdenken können, setzte sich an das Fenster in den Lehnstuhl. Nach seiner Gewohnheit blickte er zu Tante Emilies Bild hinüber.

Aber es war nicht mehr an der Wand. Es stand auf der Bücherreihe, die von jeher ihren Platz darunter hatte.

Sinklar wartete ein paar Sekunden, um zu sehen, ob er sich täuschte. Nein — wirklich: Es war so. Muß der alte Haken gerade heute aus der Mauer fallen! dachte er, bemüht, das Gefühl von irgend etwas Unbehaglichem zu unterdrücken. Immerhin merkwürdig, daß das Bild dabei nicht umgestürzt ist!

Und nun stand er doch auf und drehte das Licht an, um die Sache zu untersuchen. Der Haken war in der Wand, wie stets. Auch die Öse an der Rückseite des Rahmens war nicht abgebrochen.

Er schüttelte den Kopf und sah sich um. Nein: Hier war doch niemand —? Lächerlich! Und der fünfte September?

Sinklar hatte plötzlich Herzklopfen. Er lehnte das Bild an die Wand. Was heißt denn das? Nach einer Minute der Unschlüssigkeit — sollte man sich nicht lieber doch auslachen? — verließ er das Haus und ging die Moosleite entlang; ihm war, als ob er geführt würde. Der Mond schien so hell. Die Dinge hatten wieder einmal keine Schwere, sondern erschienen ganz durchdrungen vom Licht, gleichsam schwebend im Glanze, der mit Erde nichts zu tun hatte.

Hoffmanns Turm war unverschlossen, wie immer. Sinklar trat ein. Die Tauben rührten sich heute nicht. Scharfe Mondlichtvierecke lagen auf den alten Dielen.

Ein Streichholzflämmchen... Das Bett unberührt. Niemand da.

Sinkar spürte den Schreck im Nacken. Jetzt erst bekam er ein unheimliches Gefühl: Angst, in diesem leeren alten Raum, der nach Vergangenheit roch.

Er eilte die Treppe hinab. Das richtigste war wohl, man verfolgte den Weg, auf dem Hoffmann hätte nach Hause kommen müssen.

Als er am Friedhofsgitter entlangging, befiel ihn ein sonderbarer Gedanke: Die Pforte war offen. Der Mond schien so hell.

Auf der Bank, unter dem dünnen Schattengeflirr der jungen Trauerešche, saß der Organist Hoffmann, im Frack mit weißen Gamaschen, Prunkstücken seines Daseins. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen, den Arm auf die

Rücklehne der Bank gelegt. Drei Schritte vor ihm rieselte das Mondlicht um Emilies Grab; durch die Zweige der Esche lief ein kleiner Schauer.

„Ja, da saß der Organist Hoffmann — war tot und proklamierte das Recht auf Sentimentalität... Im Turm, erschreckend nahe, schlug es Mitternacht. Der fünfte September war zu Ende...

Am Tage des Begräbnisses regnete es; die ganze Welt war überaus traurig.

Viele Menschen begleiteten den guten, sonderbaren alten Freund auf seinem letzten Wege, der kurz genug war.

Dieser Tod und alles, was damit zusammenhing, hatte Sinklar so tief betroffen, daß er sich seiner Trauer noch gar nicht völlig bewußt war. Als er die feierlichen Leute sah, die ein noch trübseligeres Gesicht machten als der Himmel, die Gehröcke ehrwürdigsten Alters, die ruppigen Veteranenzylinder, die grotesken und diskreten Sprünge über die Pfützen auf dem Friedhof, die Ansammlung naß glänzender und vom Winde gestoßener Regenschirme, den Chor der Schulkinder, denen das Wasser in die Stupsnasen lief, — als er dies sah, mußte er denken, was wohl Hoffmann dazu bemerkt haben würde, und hatte plötzlich Mühe, den nötigen Ernst im Gesicht zu behalten. Er war wütend über sich selber, fand diese völlig unpassende Regung herzlos und beschimpfte sich innerlich; gleichwohl kam ihm dies alles trostlos komisch vor.

Niemand war bekannt gewesen, daß der Alte zeitlebens für seinen Grabstein gespart und ihn schon lange hatte fertigmachen lassen: eine bescheidene, verkleinerte Nachbildung des Altars im Wertenberger Park mit der Inschrift aus den „Fleurs du mal".

Als das Regenwetter aufgehört, das Grab sich befestigt hatte und vollends hergerichtet wurde, stellte man den Stein auf. Die Sonne trat wärmend durch die Wolken. Kränze lagen verwelkt auf den Stufen; ein Ahornbaum ließ ein gelbes Blatt leise herabfallen; die Luft war hell und von freundlicher Milde.

Sinklar stand neben Isa und sah zu, wie die letzten Rasenstücke zurechtgelegt wurden; dann gingen die Arbeiter und der Gärtner weg. Jetzt erst, da alles so schön, still und unwiderruflich aussah, fühlte er ganz, daß der gute alte Mann die Schwelle überschritten hatte, um niemals wiederzukommen, und wurde von trauriger Nachdenklichkeit erfüllt. Er legte die Hand auf die harte, fremde Kante des Steins. „Glauben Sie auch, Isa, daß die Liebe nimmer aufhört?"

„Diese nicht!" antwortete sie.

„Und — und — da drüben?"

Sie hob die Schultern. „Fragen Sie mich?"

Er las die Inschrift. Ach, auf der Rückseite gab es keine verschlungenen E als Schlußvignette, sondern den ganz gewöhnlichen Namen ‚Christian Gottlieb Hoffmann'. „Ein Roman ist zu Ende, Isa! Außer einer Handvoll Menschen kennt ihn niemand — und wer wird ihn nach fünfzig Jahren noch lesen können? So viel Liebe, so viel Unerfülltheit — und dann doch spurlos verweht und versunken!"

„Er brauchte kein Publikum. Er lebte für sich selber. Übrigens: Woher wissen Sie denn, daß derlei Geschichten nicht in einer ganz anderen Bibliothek aufgehoben werden? Ich glaube, der liebe Gott hat dafür ein recht gutes Gedächtnis."

Sinklar wartete, bis Isa gegangen war, und nahm dann stillen Abschied von dem Manne, dem er so viel verdankte. Wie viel, das wurde ihm deutlich, als er daheim in seinem Garten auf und ab wanderte, hier eine Ranke zurechtsteckte und dort ein Unkraut ausriß und sich bei alledem sehr allein und verwaist vorkam.

Die Sonne ging unter, kein Vogel sang mehr. Ach, man ist wieder einmal so einsam! dachte er, innerlich schauernd. Die Welt spannt sich so grenzenlos weit, viele Straßen führen zu immer unbekannteren Fernen — und man ist hier, glaubt, daß man lebe und daß man im Mittelpunkte dieses Lebens stehe. Welche verschrobene Ansicht, eine wahre Froschperspektive! Ist es nicht so, daß in Wahrheit der Mittelpunkt des Lebens immer vor einem liegt und daß man ihn suchen und ewig aufs neue den Weg machen muß? Und ist nicht dies das eigentlich Wunderbare?"

‚Was haben Sie mit Ihrem Leben angefangen?, — ‚Mit meinem Leben? Entschuldigen Sie, bitte! Mir ist gesagt worden — —, — ‚Das alte Mißverständnis! Aber wenn Sie schon nichts damit anzufangen wußten, so hätten Sie zum mindesten — —,

Ja, ja: Wenn dies nicht wert war, darüber nachzudenken, was war dann überhaupt eines Gedankens wert?

Immer wieder kam Sinklar auf solchen Umwegen zu Hoffmann zurück. Der alte Mann hatte gewußt, daß Sentimentalität nicht in diese Zeit paßte. Aber was er da zuletzt getan hatte, war ein Protest und eine Demonstration gegen diese Zeit. Wer will uns denn verbieten, sentimental zu sein? Wir haben ein Recht dazu und schämen uns nur, davon Gebrauch zu machen, weil es nicht Mode ist...

Das sagte Sinklar zu Isa, als sie, zusammen mit einem Notar, in Hoffmanns Gespensterturm standen, um das bißchen Nachlaß im Sinne des Verstorbenen zu ordnen.

„Ja, freilich!" antwortete Isa. „Wer bestreitet Ihnen denn dieses Recht? Sie haben sich in diesem Sommer eine merkwürdig feindselige Stimmung angewöhnt gegen alles, was nach bürgerlicher Gesellschaft aussieht. Zwar reden Sie nicht darüber — man fühlt es aber. Hat Ihnen denn jemand etwas getan? Oder verlangen Sie von der Welt etwas ganz Besonderes für sich? Wir sind doch alle aufeinander angewiesen."

„Ist das gewiß?"

„Da bin ich nun mit meiner Philosophie wahrhaftig zu Ende, Sinklar! Was soll ich auf eine solche Frage antworten?"

„Im allgemeinen kommt mir die sogenannte bürgerliche Gesellschaft vor wie eine Schafherde, wenn's donnert: Sie stecken die Köpfe zusammen und wünschen, die Tatsache zu ignorieren."

„Nun, das ist immerhin wenigstens eine Methode, sich zu den Tatsachen zu stellen, und zweifellos besser als gar nichts!"

„Ach, jawohl: Jeder verläßt sich auf den anderen; und wenn schließlich der Himmel einstürzt, erschlägt er sie alle zusammen."

„Ich glaube, Sie machen diese Einwände nur, um mich zu ärgern. Antworten Sie klipp und klar! Oder ich werde Sie für einen Nörgler halten und nicht mehr ernst nehmen!"

„Ich kann aber doch nicht antworten!" sagte er. „Daß Sie das nicht einsehen —!"

Nein, sie sah es nicht ein. Isa hatte durchaus kein Gefühl für das Schwebende, für ein unbestimmtes Gleichgewicht der Seele. Sie war ungeheuer tüchtig, praktisch, vernünftig und stand in dieser Welt bewundernswert fest. Alles das war sehr wohltuend. Aber es gab doch auch eine andere Welt? Eine, in der man nicht nur festzustehen brauchte, sondern in der man sich von dem herrlichen Strome tragen lassen durfte, immer weiter, an tausend Ländern vorbei, hinaus ins Wunderbare!

„Sie haben romantische Gedanken, Sinklar!" sagte Isa. „Überlegen Sie mal, ob das nicht ein bißchen spät kommt! Man rechnet hier mit Ihnen. Vergessen Sie das nicht!"

„Wer rechnet?"

„Lieber Gott: Welche hochnotpeinliche Frage! Mich bringen Sie damit aber nicht in Verlegenheit. Haben Sie sich denn nicht um die Nachfolge Oberschmieds beworben? Gehen Sie nicht täglich ins Bureau? Spielen Sie doch nicht mit Eichendorffschen Phantasien! Übrigens: Wenn Sie durchaus von einer alten Burg hinab ins Tal und in die blaue Ferne blicken wollen, so gehen Sie zum Schloßberg hinauf! Dort können Sie nebenbei sogar noch Kaffee trinken — und das hat auch sein Gutes!"

Sinklar war innerlich wütend. Mit ihrem beängstigend gesunden Menschenverstand zeigte sie ihm plötzlich, daß sie ihn ziemlich durchschaut hatte und ihn nicht einmal ganz ernst nahm. Aber es gibt einen Unterschied zwischen Durchschauen und Verstehen... Es zog sich zusammen, es stellte sich um ihn herum: Das harmlose Mundelfingen erschien ihm wie eine Falle. Noch ein paar Wochen, und sie würde zuklappen...

In Hoffmanns Tischkasten fanden sie ein kleines Paket: „An Herrn Ingenieur Sinklar!" Briefe waren darin: alte, verblichene Briefe, sichtlich viel gelesen, unterzeichnet mit „Ihre Emilie Schaller".

„Ein vergessenes Kapitel des Romans!" sagte er. „Liest man es?"

„Ich denke. Hoffmann hätte sie sonst wohl verbrannt."

„Wahrscheinlich. Helfen Sie mir dabei?"

Isa Dobler sagte offen und herzlich: „Gern. Ist es Ihnen recht, wenn ich heute abend zu Ihnen komme? Diese Briefe, in diesem Augenblick, sind vielleicht ein Zeichen, dafür daß wir uns wieder vertragen sollen. Meinen Sie nicht, das wäre wirklich besser? —

(Fortsetzung folgt.)

Die Schießbudenfigur.

Von Hanns Heidsieck.

Was einem so auf der Untergrundbahn alles passieren kann! Selbst wenn man der harmloseste Mensch von der Welt ist. Wie ich zum Beispiel.

Also: Abfahrt Potsdamer Platz. Pfropfenvoll. Voller als Emil, mein Freund nach der 18. Molle. Er war übrigens bei mir, hatte aber erst 6 Mollen getrunken. In welchem Zustande man ihn noch als durchaus nüchtern ansprechen darf. Es war ein Glück, daß er sich in meiner Begleitung befand, denn, wie man sehen wird, konnte ich ihn später gut als Zeugen gebrauchen.

Die Bahn fährt also an. Mit einem Ruck natürlich. Ich werde im Mittelgang eingekeilt, gegen meine Nebenmännin geschleudert.

„Na, junger Mann (von 42!) drängeln Se man nich so!" bändelt sie sofort mit mir an. Ich schiele: gut zwei Zentner mag sie schon wiegen! Eigentlich durfte sie meinen sanften Druck gar nicht bemerkt haben.

Soll ich mich mit ihr streiten? Nein, Schweigen ist vornehmer. Also: ich schweige.

Das paßt ihr aber auch wieder nicht. Sicherlich hätte sie gerne irgend ein Bonmot von mir gehört. Na — wenn schon!

Sie schnappert mit ihren aufgeworfenen Lippen wie ein Frosch und schielt mich mit einem vernichtenden Blick aus südwestlicher Richtung an.

„So ne Bildung! Kann sich noch nicht mal entschuldigen!" beginnt sie nach einer Weile zu meckern.

Ich schweige immer noch. Der Zug hält. Fährt wieder an. Abermals der entsetzliche Ruck, abermals mein insamer Druck gegen die Zweizentnerfrau. Nun hat's geschnappt. Ihre grünlich schillernden Augen schneiden mich an wie ein Flammenwerfer. Ein ganz klein wenig hat sie den Kopf gesenkt. Angriffsstellung!

„Das — das tun Se mit Absicht, Herr!" schnattert sie los, „das ist eine Unverschämtheit!"

Emil feixte und gab mir mit dem Mittelfinger der rechten Hand einen Stoß in die Rippen. Mir lief die Galle über. Mußte man sich das gefallen lassen? War i c h etwa schuld an dem Ruck? Ich bin doch gewissermaßen gar keine Ursache, sondern nur eine Wirkung.

Diese infame Bestie — die wollte natürlich nur stänkern! Na — kann sie haben!

„Was wollen Sie denn überhaupt, Sie olle Schießbudenfigur?" frage ich laut und vernehmlich in die schon vorhandene Publikumsspannung hinein.

Das zündet. Ein Orkan von Schmähungen und Beschimpfungen wird auf mein unschuldiges Haupt herabgeschleudert. Parteien bilden sich. Diejenigen, die in mir die Ursache sehen, also die Kurzsichtigen, halten zu meiner Gegnerin. Die anderen wollen mir beistehen. Wozu natürlich auch mein Freund Emil zählt.

Das Ende vom Liede ist, daß ich auf dem nächsten Bahnhof „Festgestellt" werde. Von der Schießbudenfigur nehme ich die Versicherung mit, daß sie die Absicht hat, eine Beleidigungsklage gegen mich einzureichen.

Tatsächlich kommt nach einiger Zeit eine Ladung zum Sühnetermin. Wo ich nicht hinging. Ich tat aber etwas ganz anderes. Es interessierte mich doch, was das für eine Persönlichkeit war, die da die Klage gegen mich eingereicht hatte. Name und Adresse hatte ich ja glücklich in Händen. Ich machte mich auf den Weg. Emil begleitete mich. Mit zwölf Mollen im Leibe war er immer in einer besonders glücklichen Stimmung. Zumal ich nicht abschlug, die dreizehnte mit ihm gemeinsam zu trinken.

„Zum Wohl! Auf die Schießbudenfigur!" sagte er grinsend. Ich tat Bescheid. Dann kamen wir zu dem Hause, in dem Frau Paschulke — so hieß sie — polizeilich gemeldet war. Dem Portier, der sich für moderne Münzen zu interessieren schien, gab ich ein neues Fünfmarkstück für seine Sammlung. Dann gab er bereitwilligst Auskunft: jawohl — Frau Paschulke, die wohnte hier oben, im Hinterhaus 5. Stock. — Verheiratet? — Aber natürlich, 7 Kinder. — Brav! sagte ich anerkennend und schämte mich schon, eine Mutter von 7 Kindern beleidigt zu haben, obwohl sie mir in der Bahn meine Injurie gleich mit einem dreimaligen ungebildeten Flegel, zwei Lausejungen und mehrere ähnlichen Liebenswürdigkeiten heimgezahlt hatte.

„Also — was macht denn so die Paschulken überhaupt?" fragte Emil, aus dessen Munde ein Duft von Korn kam, so daß man unwillkürlich an wogende Felder dachte.

Der Portier gab eine Antwort, die nicht nur Emil, sondern auch mich zu einem unbändigen Lachen zwang.

Der Gerichtsverhandlung konnte ich daraufhin in voller Ruhe entgegensehen. Sie fand sechs Wochen später statt.

„Bekennen Sie," fragte der Richter mich, „diese Dame eine Schießbudenfigur genannt zu haben?"

„Jawohl!" erwiderte ich mit erhobener Stimme.

„Und Sie bereuen gar nicht, diese arme, harmlose Frau so infam beleidigt zu haben?"

Jetzt spielte ich meinen Trumpf aus. „Beleidigt? Wieso beleidigt? Eine Beleidigung hat mir durchaus fern gelegen. Seit wann darf man denn einen Menschen nicht mehr nach seinem Beruf benennen? Zu einem Rechtsanwalt sage ich doch auch ohne weiteres Herr Rechtsanwalt. Und zu dieser Schießbudenfigur — —"

„Halt!" fährt mich der Richter an, „was unterstehen Sie sich — —"

„Ich? Wieso? Ich sage doch nur die W a h r h e i t. Frau Paschulke ist eine Schießbudenfigur — — Sie brauchen ja nur einmal auf den Rummel zu gehen, wo sie in ihrer Schießbude tätig ist! Bitte sehr! Jawohl!"

Frau Paschulke ist in sich zusammengebrochen. Sie erscheint fassungslos. Ihre Lippen bewegen sich, doch sie bringt keine Silbe hervor. Der Richter wendet sich ihr zu.

„Stimmt das, Frau Klägerin?" fragt er sie.

Ein knappes Nicken. Ein Schlucken. Der Richter trommelt mit einem Bleistift auf die Platte des Tisches.

„Ja dann —" sagte er langsam, „dann war es ja tatsächlich keine Beleidigung!"

Stolz erhobenen Hauptes sah ich den Richter an. „Nein, eben durchaus nicht! Hier mein Freund Emil als Zeuge, daß ich noch niemals einen Menschen beleidigt habe!"

„Aber", fahre ich fort, „die Frau hat m i c h schwer beleidigt. Auch das kann mein Freund hier bezeugen. Doch darüber will ich hinwegsehen. Ich will keinen Streit mehr. Ich will in Frieden leben. Ich verzeihe der Klägerin alles. Ich will ihr keine Ungelegenheiten bereiten. Dazu habe ich viel zu viel Verständnis für diese Schießbudenfigur!"

Wieder habe ich das Wort ausgesprochen. Niemand mehr erhebt Einspruch. Frau Paschulke kommt gerührt auf mich zu, um mir die Hand zu drücken.

Und währenddessen werde ich freigesprochen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kleine Badenovelle.

Die Tage waren heiß . . . Jeden Nachmittag stand ein dicker Dunst am Himmel. Jeden Abend meinte man, das Gewitter breche los. Aber jeder Abend blieb still, und die Nacht sternenklar.

Die kleine Badewiese lag versteckt; aber der Strom der Wasserwollüstigen hatte sie doch bald entdeckt. Jetzt lag Männlein neben Weiblein. Jung neben alt. Dickfelligkeit neben Anmut.

Die Sonne brannte auf alle mit derselben Gleichgültigkeit. Und der Fluß empfing sie alle mit derselben Kühle.

Johanna hatte sich eine kleine Erhöhung des Rasens ausgesucht, wo sie ihre Kleider abgelegt hatte. In ihrem schwarzen Badeanzug stand sie und reckte sich in der Sonne.

Drei Jünglinge, die getrennt von einander im Grase sich sonnten, hatten das Mädchen längst bemerkt.

Der erste warf das lange blonde Haar mit einem Schwung in den Nacken und sprang gerade vor Johanna in den Fluß.

Johanna sah es und sah es nicht.

Der zweite reckte sich auf, machte eine heldische Miene und setzte mit glattem Salto mortale an dem Mädchen vorbei in den Fluß.

Johanna bekam einen Spritzer und lächelte ein geringes.

Der dritte, ein Schwarzkopf, blieb ruhig liegen und sah nach ihr. Er lachte in sich hinein über die Knabenhaftigkeit der beiden andern, jagte sich die Fliegen von den braungebrannten, strammen Beinen und blinzelte durch die glinsternde Sonne nach Johanna. Dann stand er langsam auf und lief wie aus Unachtsamkeit gegen Johannas Kleiderbündel.

„Ach, verzeihn Sie, Fräulein!" stotterte er sehr natürlich.

Johanna, die gerade ihre Badekappe festgezogen hatte, drehte sich herum und meinte: „Ach, das macht nichts!"

„Ja, aber ich muß mich doch entschuldigen", sagte der Schwarzkopf wieder.

„Ach ja", sagte sie etwas hilflos.

„Haben Sie die beiden jungen Leute eben nicht springen sehn?" fragte er. Und dann schon vertraulicher: „Die meinten Sie, Fräulein! Haben Sie das gar nicht gemerkt?"

„Nein!" antwortete Johanna und sah ihm zum erstenmal voll ins Gesicht. Dieser Blick sagte: Was willst du eigentlich von mir? Dann nahm sie drei, vier Schritte Anlauf und flog wie ein Pfeil ins Wasser.

Ein weites Stück flußabwärts tauchte sie wieder auf und schwamm fast ohne Bewegung auf dem Rücken.

Die beiden Blonden machten sich mit einem Ball in ihrer Nähe zu schaffen, schossen im Wasser kopfüber und lachten laut.

Der Schwarzkopf hielt sich fern. — —

Am andern Tag hatten die beiden Blonden das Feld für sich allein. Die Hitze war noch drückender geworden, die Badewiese überfüllt. Johanna schwamm den Fluß hinab bis nahe an die Schleuse. Das wurde den beiden Burschen zu langweilig. Es waren ja genug Mädels da.

Am dritten Tage war der Schwarzkopf wieder da und hatte das Feld für sich allein. Er tauchte im Wasser plötzlich neben Johanna auf, tat erschrocken und entschuldigte sich wieder. Johanna lächelte.

Sie schwammen eine Zeit im Takte nebeneinander. „Donnerwetter! Sie haben's aber 'raus!" rief der Schwarzkopf, der absichtlich ein wenig zurückgehalten hatte.

„Sie tun ja nur so!" sagte sie und wandte um.

Sie schwammen die Bahn noch einmal. Manche merkten es und klatschten Johanna Beifall. „Fast wären Sie wieder die erste geworden!" rief ihr Rivale, „aber Sie haben sich einmal verheddert!"

Sie schwammen das dritte Mal und kamen genau zur gleichen Zeit ans Ziel. Damit waren sie beide sozusagen vor der Öffentlichkeit zusammengetan. Zum Überfluß brach das Gewitter, das so lange schon in der Luft lag, endlich aus.

Johanna war noch im Wasser, als die ersten dicken Regentropfen niederklatschten. Der Schwarzkopf hatte ihr Zeug unter seine Jacke gepackt, so daß es trocken blieb. Während der Regen einen Augenblick wieder aussetzte, warf sie sich ihre Kleidung über und wollte forteilen. Der Schwarzkopf bat bescheiden nähertretend, sich seine Jacke aus. Johanna dankte ihm.

Und dann gingen sie zusammen der Stadt zu.

Die Blitze zuckten deutlicher. Erste Donner begannen zu poltern. Wieder fielen dicke Tropfen; dann stürzte die Flut aus den Wolken und prasselte auf das Pflaster. Und durch sie hin, nun grünlich, nun blau, nun feuerrot, flammten und flimmerten die Blitze, grollten und rollten die Donner.

Sie mußten in einen Hausflur treten.

Johanna zitterte. Der Schwarzkopf legte beruhigend seinen Arm um sie. Johanna zitterte noch mehr; aber es tat ihr dennoch eigentümlich wohl. So standen sie und sahen ins Unwetter, das unvermindert weiter tobte.

Jetzt fuhr ein furchtbarer Schlag nieder. Der Himmel war eine grelle Helle. Hatte Johanna sich fester an den Jüngling gedrängt, hatte dieser sie an sich gezogen — — plötzlich hob er ihren Kopf und preßte seinen Mund auf den ihren.

Johanna wußte nicht, wie ihr geschah. Sie wollte fliehen, stemmte die Arme gegen die dunkle Gestalt. Wieder fiel ein Schlag, daß die Erde erbebte. Fester griff es um ihren Leib. Wohlig und weh durchrann es zu gleicher Zeit ihr Blut. Es rief jemand ihren Namen: Johanna! Dann war es, als lösche der Name aus und wiche von ihr.

Sie schloß die Augen und duldete Umarmung und Kuß.

Nach Regentagen kamen wieder Sonnentage. Die Wiese am Fluß, die sich ihres Grüns schon zu freuen begann, ward wieder das Lager der Badenden. Männlein lag wieder bei Weiblein, Jung und Alt, Dickfelligkeit neben Anmut. Die Sonne schien wieder für alle. Und der Fluß empfing sie alle mit derselben Kühle.

Johanna hatte ihre Kleider wieder auf der kleinen Erhöhung des Rasens abgelegt. In ihrem schwarzen Badeanzug stand sie und reckte sich in der Sonne.

Aber sie war nicht mehr einsam unter der Menge.



Bunte Chronik

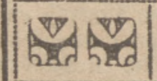


Fruchtsaft für Säuglinge.

Unter den für den Aufbau des menschlichen Körpers so wichtigen Vitaminen oder Ergänzungsnährstoffen nimmt das Vitamin C einen besonders wichtigen Platz ein. Vor allem, seit es dem bekannten ungarischen Forscher Professor Szent-Györgi gelungen ist, diesen wichtigen Stoff chemisch rein darzustellen. Er spielt heute als Askorbinsäure in der Heilkunde eine bedeutende Rolle. Wie der ungarische Gelehrte kürzlich in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" darlegte, ist es für die Entwicklung von Säuglingen außerordentlich wesentlich, daß ihnen das erwähnte Vitamin in ausreichenden Mengen verabreicht wird, was am besten in der Gestalt von Fruchtsaft geschieht. Die auf der Hand liegende Frage, ob in dieser Hinsicht nicht ein Zuviel leicht schädlich wirken könne, wird dahin beantwortet, daß dies nicht zu besorgen sei. Szent-Györgi verweist auf die Untersuchungen von J. Kramar, der Neugeborenen ohne nachteilige Folgen absichtlich übermäßig viel Vitamin verabreichte. Die Nieren sorgen nämlich dafür, daß der Überschuß an Vitamin den Körper auf schnellstem Wege wieder verläßt. Am einfachsten und zugleich auch vorteilhaftesten verabfolgt man das Vitamin C in Fruchtsäften, ein Weg, der sich auch durch seine Billigkeit empfiehlt. So sind beispielsweise Apfelsinen an dem genannten Ergänzungsnährstoff sehr reich, ihr Saft enthält je Kubikzentimeter etwa 0,5 Milligramm davon. Auch Zitronen kommen in Frage, wenn sie den Apfelsinen auch nicht an Vitamingehalt gleichwertig genannt werden können. Als besonders gute Vitaminquelle hat sich in jüngster Zeit eine bestimmte Paprikaart erwiesen, die, auf ganz bestimmte Weise konserviert, eine zwanzigmal größere Menge des Vitamins C enthält als Apfelsinensaft. Das künstlich hergestellte Vitamin hat sich vor allem bei bestimmten Blutkrankheiten, bei schlechter Zahn- und Knochenbildung als heilkräftig gezeigt.

Das längste Telegramm der Welt.

Geburtstagsgeschenke haben es meistens in sich. Oft weiß man nicht, was man mit ihnen beginnen soll. Viele gereichten einem Kuriositätenkabinett zur Ehre. Wie nun aber erst, wenn große oder berühmte Männer Geburtstag haben! Was bekommen die nicht alles geschenkt! Präsident Roosevelt, der kürzlich seinen 52. Geburtstag feierte, kann ein Lied davon singen. Ein Geburtstagsgeschenk jedoch bekam er, das späterhin einmal seinen Originalitätswert erhalten dürfte und auch heute schon eine Seltenheit ist: es war ein Glückwunschtelegramm, das die Unterschrift von 41 000 amerikanischen Bürgern trug und eine Länge von 387 Metern besaß. Es dürfte sich bei diesem Bandwurmtelegramm um das längste handeln, das jemals abgesandt worden ist.



Lustige Ecke



Ähnlichkeit. „Die Photographie meiner Zwillinge ist sehr gelungen."

„Natürlich — einer sieht aus wie der andere."

Unter sich. „Du wirst wirklich von Tag zu Tag häßlicher."

„Mag sein, aber bei dir ist das leider ganz unmöglich."

*

Einleuchtender Grund. „Warum unterhalten Sie sich nicht mit Ihren Nachbarn? Sie kennen sich doch so gut?"

„Wir kennen uns so gut, daß wir nicht miteinander sprechen."

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann**, T. z o. p., beide in Bromberg.